

Neues Leben in alten Mauern? Museale Nutzung mittelalterlicher Synagogen

Eine Synagoge als jüdisches Museum oder Ort einer Gedenkausstellung an ihre frühere Gemeinde ist nicht mehr ungewöhnlich in Europa. Zahlreiche der im 19. Jahrhundert in Kleinstadt- und Landgemeinden errichteten Synagogen erfuhren in den letzten beiden Jahrzehnten eine solche Umwidmung; die damit verbundene Restaurierung allerdings verwischte nicht selten die letzten Spuren jüdischen und nachjüdischen Lebens.¹⁾ Von dem guten Dutzend erhaltener mittelalterlicher Synagogen, die man bis heute kennt,²⁾ bergen mehrere ein jüdisches Museum (Tomar, Toledo, Krakau, Sopron), sind – wie die Altneuschul und die Pinkassynagoge in Prag oder die Speyerer Synagogenreste – Teil eines jüdischen Museums. Wo immer eine Synagoge unter späteren An- und Umbauten wiedergefunden wird und in den alten Zustand zurückversetzt werden kann, fällt bei den Überlegungen für eine künftige Nutzung bald der Vorschlag, sie museal zu nutzen. Warum gerade ein Museum? Ist es eine Form versuchter Wiedergutmachung: Aufwertung eines seit der NS-Zeit degradierten Bauwerks? Das mag für nachmittelalterliche Bauten in Deutschland und Österreich zutreffen. Nicht jedoch für ältere Synagogen, die bereits seit den mittelalterlichen Vertreibungen als Magazin, Scheune, Fabrik, Wohn-, Gast- oder christliches Gotteshaus genutzt wurden, wenn man nicht, wie in Regensburg, vorzog, mit ihrer Zerstörung ein deutlicheres Zeichen zu setzen. Ist es der Standort, der die Erinnerung an eine beinahe ausgelöschte Kultur und die Menschen, die sie geschaffen hatten, verlangt, die museale Nutzung als die einzige angemessene Form zuläßt? Oder wirkt sich schlicht der aktuelle Museumsboom aus? Die Konjunktur der Erinnerungskultur oder die seit einigen Jahren vor allem bei Juden aus Übersee zu beobachtende Suche nach ihren Wurzeln, nach Geschichte und Tradition des europäischen Judentums?³⁾

Eine neue touristische Attraktion? Die Motive, eine mittelalterliche Synagoge museal wiederzubeleben, sind vielfältig. Sie wandeln sich von Ort zu Ort und zu verschiedenen Zeiten. Mit den Motiven verändert sich sowohl das Verhalten gegenüber der historischen Bausubstanz als auch der Umgang mit den nun als Objekte in die Synagoge zurückkehrenden Kult- und Ritualgegenständen.

1. Altertumsbegeisterung, Mittelaltersehnsucht – doch kein Interesse an mittelalterlichen Synagogenresten: Die Synago- genfunde in Köln und Frankfurt im ausgehenden 19. Jahrhundert

Die Rekapitulation der Geschehnisse mittelalterlicher Synagogen zeigt, daß in Deutschland bis ins 20. Jahrhundert, bis nach der Shoah, kein sonderliches Interesse an ihnen bestand. Bis dahin erregte es kein Aufsehen, wenn eine von der Gemeinde nicht mehr gebrauchte Synagoge verkauft und anderweitig genutzt wurde. Die Gemeinden gingen gewiß respektvoll, aber selbstverständlich und pragmatisch mit den geschichtsträchtigen Bauten und ihren kostbaren, über Jahrhunderte zusammengetragenen Sammlungen von Kult- und Ritualgegenständen um. Niemand nahm Anstoß daran, wenn bei einem Bauvorhaben gefundene Mauerreste, die als Bruchstücke eines mittelalterlichen Synagogenensembles identifiziert werden konnten, nach getaner Forschungs- und Bauarbeit wieder verschwanden. So zum Beispiel geschehen in Frankfurt am Main und Köln.

1874 stieß man bei den Fundamentierungsarbeiten für den Neubau von Stadtarchiv und Museum in Frankfurt auf Mauerreste aus dem 12. Jahrhundert.⁴⁾ Etwa die Hälfte eines rechteckigen Raumes mit einer Apsis an der teil-

weise erhaltenen Ostwand sowie zwei zur Nordwand parallele Mauerzüge wurden freigelegt. Fundort, Material und Verarbeitung führten zur Annahme, es handle sich um eine der für das 12. Jahrhundert an dieser Stelle bekannten Synagogen. Die Bedeutung der beiden anderen Wandreste (als Begrenzung eines Frauenraumes, eines Hofes oder, was Krautheimer am wahrscheinlichsten schien, als Vorhalle) blieb ungeklärt. Nachdem ein Grabungsbericht den Fund dokumentiert hatte, verschwand er unter der nordöstlichen Ecke des Archivs.

Im folgenden Jahr förderten Erdarbeiten für die Anlage der Kanalisation im Bereich des Kölner Rathauses einen Teil des mittelalterlichen Judenviertels zutage.⁵⁾ Auch diese Funde wurden registriert und nach einiger Zeit publiziert. Ohne großes Aufsehen wurden die Rohre verlegt, die Grabung geschlossen und der Rathausplatz angelegt. – Die heute recht umfangreichen Kenntnisse des mittelalterlichen Kölner Judenviertels basieren auf den systematischen Grabungskampagnen der Jahre 1953 und 1956/57 in dem durch eine Bombe tief aufgerissenen Trümmerfeld neben dem Rathaus. Jahrelang hinterließen die Grabungen keine anderen Spuren als den Zugang zur Mikwe auf einer kleinen begrünten Insel inmitten eines Parkplatzes.

Fragen drängen sich auf. Für Archäologen und Denkmalschützer ist das Verbergen historischer Bausubstanz im Boden die sicherste Schutzmaßnahme. Kam diese Überlegung in Frankfurt und Köln zum Tragen? Aber auffällig sind verzögerte, zum Teil beinahe versteckt publizierte Grabungsberichte. Ist dies typisch für die Zeit? Für den Ort? Das 19. Jahrhundert entdeckte nationale Kulturen, suchte nach der nationalen Geschichte. Nationalmuseen wurden diskutiert und gegründet, ethnographische Interessen erwachten. Juden hatten infolge der gesellschaftlichen Umbrüche und innerjüdischer Modernisierung im 19. Jahrhundert begonnen, sich mit jüdischer Geschichte, Traditionen und dem materiellen Erbe zu beschäftigen. Doch außerhalb des jüdischen Milieus drang die jüdische Kultur kaum ins Bewußtsein – und wenn, wurde sie nur selten akzep-

tiert.⁶⁾ Die erwähnten Funde in Köln und Frankfurt waren vielleicht zu gering, um mehr Interesse zu wecken. Bedurfte es erst der Schrecken und der Zerstörungen in der Pogromnacht und der Shoah, um mittelalterliche Synagogen als etwas Besonderes anzusehen, sie als Kunstwerke zu erkennen? Es scheint fast so, obwohl seit Anfang des 20. Jahrhunderts eine ganze Reihe jüdischer Gemeinden ihre Sammlungen in Jüdischen Museen zeigte. Diese Museen hatten jedoch überwiegend jüdische Besucher und in anderen Museen fristeten Judaica-Sammlungen eher ein Schattendasein im Magazin.⁷⁾

2. *Bewahren und Weitergeben einer nationalen jüdischen Tradition:*

Das Museu Luso-Hebraico in der Synagoge von Tomar (1920er/30er Jahre)

Die Entdeckung mittelalterlicher Synagogen als museales Objekt und Museum begann im Süden Europas. Genauer: auf der Iberischen Halbinsel. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die nach der Vertreibung der Juden 1492 als Kirchen genutzten ehemaligen Synagogen von Toledo, Cordoba und Segovia binnen weniger Jahrzehnte als kunsthistorisch bedeutende Bauwerke, als Denkmale der mittelalterlichen spanischen Kultur entdeckt, als Nationaldenkmale klassifiziert und restauriert. Ihre jüdische Geschichte, die ursprüngliche Funktion als Synagoge drang zunächst noch nicht recht ins Bewußtsein.

Ein unauffälliges Haus in der engen Judengasse von Tomar steht am Anfang der Museumskarriere mittelalterlicher Synagogen.⁸⁾ Es entstand in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in für Zeit und Ort typischen Formen. Obwohl sich keine eindeutigen architektonischen Hinweise auf eine synagogale Nutzung fanden, ist sie nach derzeitigem Kenntnisstand die einzige erhaltene, durch Schriftquellen eindeutig identifizierte mittelalterliche Synagoge Portugals. Nach der Vertreibung der Sefarden 1497 diente sie zunächst als Gefängnis, später als Kapelle. 1920 zog sie das Interesse des portugiesischen Archäologenverbandes auf sich. Eine

Bauuntersuchung folgte. Sie ergab die Überreste einer Vorhalle an der Südseite des mit 9,5 x 8,2 m fast quadratischen Raumes. Vier zentralstehende Säulen gliedern den Raum und stützen ein neunteiliges Kreuzgratgewölbe. Der heutige Eingang mit den flankierenden Fenstern in der Nordwand ist späteren Datums.

1921 finanzierte die Regierung eine erste Restaurierung. Noch im selben Jahr avancierte die Synagoge zum Nationaldenkmal. Ihre museale Nutzung geht auf die Initiative des in Portugal lebenden polnisch-jüdischen Bergbauingenieurs Samuel Schwarz zurück. Er kaufte das Gebäude – nicht als Nationaldenkmal, sondern als Denkmal der portugiesisch-jüdischen Kultur. Wenig später realisierte er seinen Traum, darin ein Museum einzurichten, das Zeugnisse der portugiesisch-jüdischen, speziell der marranischen Kultur bewahrte und so ihre Traditionen weitergeben konnte bzw. sollte. Einzige Ausstellungsfläche des seit 1933 bestehenden Museu Luso-Hebraico Abraham Zacuto ist der Synagogenraum.

3. *Zeichen der Toleranz – Erinnerung an das multikulturelle Goldene Zeitalter: Die Samuel Halevy-Synagoge (Nuestra Señora del Tránsito) und das Museo Sefardí in Toledo (1964/1971; 1987/1992)*

1357/60 ließ Samuel Halevy Abulafia, Schatzmeister Pedros des Grausamen von Kastilien, in der Juderia von Toledo neben und mit direkter Verbindung zu seinem Wohnhaus eine Synagoge errichten.⁹⁾ Sie erhielt an der Südseite, d.h. zur Judengasse hin, einen Annex mit mehreren kleinen Räumen, die Männereingang und Vorhalle auf dem einen, der Frauenein- und -ausgang am anderen Ende flankierten. 1494, zwei Jahre nach der Vertreibung der toledanischen Juden, übernahm der Orden von Calatrava den Komplex und behielt ihn für die folgenden gut vier Jahrhunderte als Priorei.

Die Eingriffe des Ordens in die Bausubstanz hielten sich in Grenzen. Der Synago-

genraum wurde zum Kirchraum. Hauptaltar, zwei Nebentäfel an den beiden Seitenwänden und Chorgestühl wurde hineingestellt, Sarkophage kamen hinzu und – im 18. Jahrhundert – ein Annex für die Archive der Orden von Calatrava und Alcantara an der Nordseite. Für den Zugang sorgte ein Portaldurchbruch gegenüber dem Eingang zur Synagoge. Ein zweiter Durchbruch in der Südwand stellte die Verbindung zur Sakristei her, die im neu überwölbten Raum neben dem Frauenaufgang eingerichtet wurde. Weitgehend unangetastet blieb der reiche Stuckdekor der Synagoge. Bereits während ihrer „Ordenszeit“ hatten dieser Dekor und vor allem die darin eingearbeiteten hebräischen Inschriften immer wieder die Aufmerksamkeit auf die Synagoge gelenkt. Die Synagoge und ihre Dekoration wurden wiederholt beschrieben und gezeichnet. 1877 schließlich folgte ihre Erhebung zum Nationaldenkmal, 1880–1883 wurde sie erstmals restauriert, um 1900 fanden erste Grabungen statt.

Seit 1964 werden Samuel Halevys Synagoge und die zugehörigen Gebäude als sefardisches Museum genutzt. Seine Ausstellung erzählt die Geschichte der sefardischen Kultur in Spanien, folgt den sefardischen Juden in ihre Exilländer im Mittelmeerraum und versucht so das alte Band zwischen den Vertriebenen und dem Mutterland zu tradieren. Das Museum öffnete seine Pforten 1971. Ausstellungsfläche wurden der von Altären (nicht aber den Umrahmungen der Seitentäfel), von Chorgestühl und Sarkophagen bereinigte Synagogenraum und die ehemaligen Archivräume im Nordannex. Die Verwaltung zog in die Räume neben der Vorhalle. Der Frauenbereich über ihr war nicht zugänglich. Seine Instabilität verbot die Nutzung.

Das anstehende Gedenkjahr 1992 veranlaßte das spanische Kulturministerium 1986 ein Forschungs- und Restaurierungsprojekt, die Neuordnung der Dauerausstellung und einen Neubau für Verwaltung, Restaurierungswerkstätten und Magazine, Bibliothek und Hörsaal zwischen dem nördlichen und östlichen Innenhof zu finanzieren. Der Neubau ermöglichte eine neue Nutzung der Synagoge und ihrer beiden Annexe. Die einschneidendsten Veränderungen betrafen den

südlichen Annex und den Synagogenraum. Zunächst zum Annex. Herausgenommen wurden die Wände zu den Räumen neben der Vorhalle. Die ehemalige Sakristei blieb als Raum erhalten, neue Durchgänge zur Vorhalle und zum Frauenaufgang verliehen ihr jedoch Durchgangscharakter. In der vergrößerten Vorhalle entstanden ein Museums-laden und der Bereich für audiovisuelle Medien. Der Aufgang zum Frauenbereich wurde erneuert und die Bauschäden des Frauenraumes behoben. So konnten weitere Ausstellungsflächen gewonnen werden.

Zwei Grundprinzipien prägen sämtliche Baumaßnahmen: Reversibilität und Aktualität einerseits, klare Unterscheidung von Authentischem und Hinzugefügtem andererseits. Sämtliche Einbauten in der Vorhalle und der Emporenaufgang sind aus hellem Holz und in den Formen der modernen spanischen Architektursprache gefertigt, im Frauenbereich und in den ehemaligen Archivräumen heben sich die verbliebenen historischen Reste deutlich von den weiß geschlammten Wandflächen ab. Resultat ist eine bemerkenswerte Symbiose von mittelalterlicher Architektur und modernen Ergänzungen.

Die Synagoge selbst ist heute vollkommen leer. Sie mutierte vom Ausstellungsraum zum

zentralen Ausstellungsobjekt. Die ungewöhnliche Proportion (von 23 x 9,5 m und 17 m Höhe), die teppichartige Verkleidung der Wände mit allseitig fast 5 m hohen Stuckdekorationen und die faszinierende Konstruktion des darüber anschließenden offenen hölzernen Dachstuhls, die die Synagoge als bedeutendes Beispiel toledanischer Mudejarkunst ausweisen, führen ein Stück des Goldenen Zeitalters der „convivencia“ von Juden, Moslems und Christen im mittelalterlichen Spanien vor Augen. Nur gelegentlich wird der Raum genutzt: für Konzerte, Kongresse oder die Sommerkurse des Museums. Dauer- und Wechselausstellungen bespielen ausschließlich die Räume des nördlichen Anbaus und den wiederhergestellten Frauenraum. Großformatige, wetterbeständige Objekte wie Grabsteine sind im Skulpturengarten des nördlichen Innenhofs versammelt.

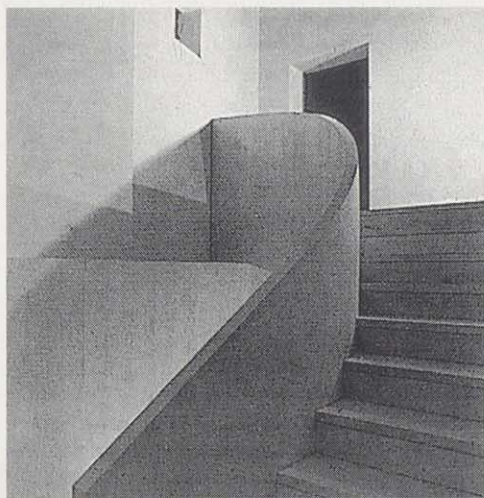


Abb. 1 Toledo, Museo Sefardí:
Aufgang zur Frauenempore
(Museu Sefardí)

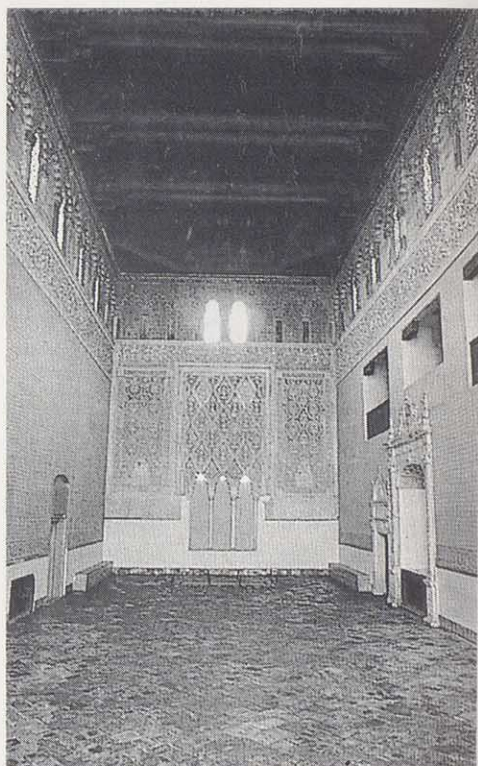


Abb. 2 Toledo, Museo Sefardí:
ehemalige Samuel Halevy-Synagoge
(Jewish Art 18.1992, S. 50, Abb. 3)



Abb. 3 Worms, Der Männerraum der Alten Synagoge 1938

(H.A. Meek, Die Synagoge, München 1996, S. 84)

4. *Der schwierige Umgang mit der Vergangenheit: Der Wiederaufbau der mittelalterlichen Synagoge in Worms und das Jüdische Museum im Raschi-Haus (1945/1961; 1970er/1982)*

Annähernd neunhundert Jahre, bis zum Novemberpogrom 1938 bildete die Alte Synagoge in Worms den Mittelpunkt jüdischen Gemeindelebens.¹⁰⁾ Mit ihr hatten auch die anderen Gemeindebauten und die nahegelegene Judengasse die Jahrhunderte mehr oder weniger wohlbehalten überdauert. In der Pogromnacht verwüstete ein Brand die Synagoge. Während das Inventar der Synagoge und das Gemeindemuseum über der Vorhalle der Frauensynagoge verloren gingen, Kapitelle und sonstige Sandstein-Schmuckteile zum Teil barsten, hielt das Mauerwerk dem Feuer stand. Die Weisungen der NS-Behörden, wo-

nach Synagogenruinen wenn irgendmöglich abzureißen oder zu sprengen waren, wurden im Fall der Alten Synagoge akkurat befolgt: 1942 brachten Öldruckpressen die Synagoge zum Einsturz. Die z.T. mehrere Meter hoch stehengebliebenen Wände fielen in den Bombardements der Stadt 1945. Ein gewaltiger Steinhauften blieb übrig. Wenig später begann eine merkwürdige, für die unmittelbare Nachkriegszeit und die fünfziger Jahre jedoch bezeichnende Rekonstruktionsgeschichte. Sie ist geprägt vom Philosemitismus, der den in der offiziellen politischen Kultur der Bundesrepublik diskreditierten Antisemitismus ablöste,¹¹⁾ und den Zweifeln Überlebender der Shoah, ob jüdisches Leben in einer deutschen Stadt je wieder möglich sei, in die sich die Hoffnung einiger weniger auf einen Neubeginn mischte.

Unmittelbar nach Kriegsende begann das Stadtmuseum Architekturspolien zu bergen,

stellten Lokalpolitiker, Denkmalpfleger und städtisches Hochbauamt Überlegungen zum Wiederaufbau an. Die Jüdische Gemeinde Mainz, Nachfolgerin der ehemaligen rheinhessischen Gemeinden, bekundete wenig Interesse. Noch ein Jahrzehnt später spricht aus den Erinnerungen des Denkmalpflegers sein Ärger hierüber. Die Presse verfolgte das Geschehen; Berichte über die Aufräumarbeiten auf dem Alten Friedhof, die Verhandlungen über Verbleib oder Abgabe von Wormser Judaica nach Jerusalem häuften sich. Eine Wende zeichnete sich erst ab, als Isidor Kiefer 1954 an den Bundeskanzler schrieb. Kiefer hatte bis zu seiner Emigration dem Vorsteherkollegium angehört und seit 1924 das 1912 eingerichtete Gemeindemuseum geleitet, seine Bestände vermehrt und komplett katalogisiert. Als die Sammlung den Raum sprengte, bezog er auch die sog. Raschikapelle als Ausstellungsraum ein. Diese Aktivitäten und seine Forschungen u.a. zur Raschikapelle erklären seine enge Bindung an die Synagoge. Sein Schreiben machte den Aufbau der Alten Synagoge und ihrer Umgebung zur Chefsache in Stadt, Land und Bund. So blieb der Jüdischen Gemeinde Mainz trotz ihrer Kritik an dem von der Stadt gewünschten Vorhaben nichts anderes übrig, als 1956 der Entrümmern des Synagogengrundstückes und dem Wiederaufbau zuzustimmen.

Presseberichte und Ansprachen anlässlich der Grundsteinlegung 1959 spiegeln die Stimmung. Die Wormser Zeitung titelte einen Vorabbericht: „Eine aufrichtige Versöhnung. Am 27. September wird der Grundstein der Synagoge gelegt. Ein Tag von weltweiter Bedeutung für Worms“. Der Oberbürgermeister verwies auf die Bedeutung der Synagoge als „hervorragendes Wahrzeichen der großen Geschichte von Worms“, ein „Denkmal der Toleranz und des guten Willens“. ¹²⁾ Der Denkmalpfleger nannte sie ein „Denkmal der Freundschaft“, betonte die historische und kunsthistorische Bedeutung des geplanten Bauwerks und hoffte, „daß (es) eine Stätte des Gebets werde“. ¹³⁾ Es gelang nicht ganz, die dunklen Jahre der jüngsten Vergangenheit durch das bewußte Anknüpfen an die tausendjährige Stadtgeschichte vergessen zu

machen. Kiefers versöhnliche Worte relativierte Landesrabbiner Ernst Roth. Er wünschte, daß mit der Grundsteinlegung für die Synagoge, die keine Gemeinde mehr aufnehmen könne, „der Grundstein zu einer neuen Epoche“ gelegt würde, einer Epoche, „in der die Menschen über (...) die Geschehnisse, vielleicht auch über ihr Verhalten in den letzten Jahrzehnten meditieren werden“. Für ihn konnte die Synagoge nur „eben in ihrer Verlassenheit als Mahnruf“ wirken. ¹⁴⁾

Die Synagoge wurde zügig im Zustand von 1938 aufgebaut. Es gab genügend Rückhalt, genug öffentliche Gelder und viele Vorlagen in alten Darstellungen der Synagoge. Die Maxime des Aufbaus lautete: grundsätzlich soweit wie irgendmöglich das historische Material, selbst in Bruchstücken, wiederzuverwenden. Das galt für das Mauerwerk



Abb. 4 Worms, Der wiederhergestellte Männerraum der Alten Synagoge (Kat. Architektur der Synagoge, Frankfurt a.M. 1988, S. 84)

ebenso wie für die Schmuckteile – Inschriften, Kapitelle, Portaleinfassungen. So wurden die vorhandenen Originalstücke der Portale von Männer- und Frauenschul wiedereingesetzt. Etwas schwieriger gestaltete sich die Realisierung dieses Vorsatzes jedoch im Innenraum. Den meisten der wiedergefundenen Säulenkapitelle hatte schon der Brand in der Pogromnacht so zugesetzt, daß man auf Kopien und Nachschöpfungen zurückgriff. Besser hatten die Konsolen der Bima und die steinerne Einfassung des Aron haKodesch – der Architrav mit den drei Kronen, die Krone des Giebels, wurden wieder eingefügt – die Fährnisse überstanden. Der Aron wurde nach den Vorbildern reproduziert. Ziel war, die Männersynagoge vollständig für den Gottesdienstgebrauch einzurichten. Bänke, Lampen und Leuchter wurden den Vorgängern nachempfunden, die Bima im Zeitgeschmack angefertigt. Stifter für Kult- und Ritualgegenstände wurden gesucht und gefunden. Wiederhergestellt wurden auch die Raschikapelle und der Frauenraum, letztere jedoch nicht mehr eingerichtet. Sie steht leer. Im Einverständnis mit der Mainzer Gemeinde finden hier Ausstellungen und Konzerte statt. Ein nahezu perfektes Replikat entstand, in dem Altes und Neues nahtlos miteinander verschmolzen. Gelegentlich gibt es Gottesdienst in der neuen Alten Synagoge. Aber sie zieht viele, vor allem jüdische Besucher an. Ansonsten ist sie Höhepunkt der Stadtführungen durch das jüdische Worms, das Stadtverwaltung, Stadtplanung und Tourismus Anfang/Mitte der siebziger Jahre wiederentdeckten. Von der Wiederherstellung des Jüdischen Museums war zunächst nicht die Rede.

In auffallendem Kontrast zur Alten Synagoge verfielen die übrigen Gemeinschaftshäuser der Gemeinde und die Wohnhäuser an der Judengasse. Die an die Stadtmauer angeschmiegte Judengasse hatte Ende des Krieges bereits den Ruf der „schlechtesten Adresse“. Die größtenteils mehrere Jahrhunderte alten Häuser wurden nicht mehr unterhalten, geschweige denn repariert. (Über)Belegt mit Gastarbeiterfamilien wurden sie verschlissen bis es nicht mehr ging. War dieser Zustand erreicht, kam ein Abrißunternehmen.

Dem sog. Raschi-Haus an der „Hinteren Jugengasse“, gleich hinter der Synagoge, erging es nicht anders. Im 14. Jahrhundert vermutlich als Jeschiwa entstanden, diente es im 15./16. Jahrhundert als Tanz- und Hochzeitshaus. Spätestens seit Mitte des 18. Jahrhunderts befand sich im ersten Obergeschoß eine Klaussynagoge; ein Rabbiner lebte und lehrte im Haus. Seit der Auflassung des Ghettos 1801 nutzte die Gemeinde es als Altenhaus. In dieser Funktion erlebte es 1938 den Novemberpogrom. Zu diesem Zeitpunkt schon in einem alles andere als guten Zustand, verfiel es während der Kriegsjahre zusehends. Isidor Kiefer hatte in seinem Memorandum zum Wiederaufbau der Alten Synagoge auch über das Raschi-Haus geschrieben: er plädierte für seinen Erhalt, empfahl die Nutzung als Altenhaus und forderte den Erhalt der Klaussynagoge. Diese Worte verhallten folgenlos. Verwahrlosung und die Nutzung als Abschiebestation für Arme, gaben dem alten Haus den Rest. 1971 schien der städtischen Verwaltung der Zeitpunkt für seinen Abriß gekommen. Sie leitete das Verfahren ein. Doch womit niemand gerechnet hatte: Noch während des Abrisses schlug die Stimmung in der Bevölkerung um.

Der architektonische Kahlschlag der fünfziger Jahre und vor allem die bohrenden Fragen der 68er zeigten ihre Wirkung, die einsetzende Mittelalterbegeisterung tat ein Übriges. Nicht mehr Verdrängung, Auseinandersetzung auch mit der jüngsten Vergangenheit war angesagt. Stadtplaner erkannten plötzlich „Umfang und Qualität“ der historischen Bausubstanz, entdeckten den „Erlebnisgehalt“ des alten Quartiers und beriefen sich auf ihre „Verpflichtung vor der Geschichte“.¹⁵⁾ Die Sanierung der ehemaligen Gemeinschaftshäuser und der Judengasse begann, Maßnahmen zur Verbesserung der Infrastruktur wurden eingeleitet, Wohnen und Arbeiten in historischer Umgebung propagiert, Ämter und Bildungseinrichtungen bezogen die erneuerten Gemeinschaftshäuser. Das, was vom Raschi-Haus noch übrig war, ein Teil des Erdgeschosses und das Kellergeschoß, blieb stehen und man beschloß, es wieder aufzubauen. Doch dies sollte nicht in derselben Weise wie im Fall der Alten Synagoge

geschehen, sondern so wie in ähnlichen Fällen in der Judengasse verfahren wurde. Auf den historischen Sockel wurde ein Neubau zwar in den alten Proportionen, aber im zeitgenössischen Stil aufgesetzt. Schnell stellte sich die Frage nach seiner Nutzung. Ein 1968 in Mainz gegründeter Verein drang seit Jahren auf eine Wiederbelebung als Lehrhaus. Realisiert wurde der Vorschlag des Stadtarchivars, im historischen Teil eine ständige Ausstellung über das jüdische Worms einzurichten und die Obergeschosse für das Stadtarchiv zu nutzen, Stadtarchiv, Gestaltung und Leitung eines Judaica-Museums sowie die Verwaltung der Alten Synagoge zusammenzulegen, eine „Stätte der Begegnung, der Forschung und wissenschaftlichen Pflege der Überlieferung“ zu schaffen.¹⁶⁾ 1982 war das Raschi-Haus wiederhergestellt.

Das Jüdische Museum verfügt über zwei Räume im Erdgeschoß und das gesamte Kellergewölbe. Zwei Schwerpunkte prägen seine Ausstellung: die Geschichte der Jüdischen Gemeinde Worms, die im Vortragsraum gezeigt wird, und Aspekte des religiösen Lebens. Der Standort neben der Synagoge veranlaßte, sich auf außersynagogale Feste zu konzentrieren. Mit Objekten und Modellen (in die Kopien von einigen der in den Vitrinen gezeigten Objekte, aber auch Originale integriert wurden) werden im Erdgeschoß Seder und Laubhüttenfest vor Augen geführt.

Im Keller nähert man sich dann doch der Synagoge mit einem Hochzeitsmodell und einem Modell der Wormser Synagoge im Zustand um 1620 sowie Kult- und Ritualgegenständen.

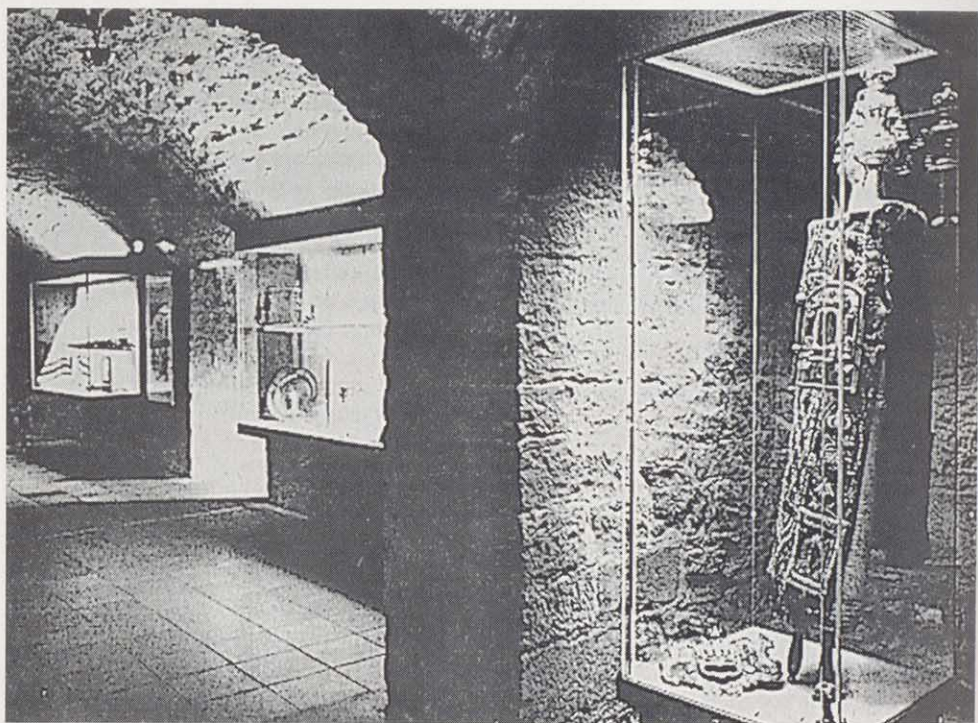


Abb. 5 Worms, Raschi-Haus: Ausstellungsraum im historischen Kellergeschoß
(F. Reuter, Jüdisches Worms, Worms 1992, S. 14)

5. Synagoge und Gedenkort: *Die mittelalterlichen Synagogen des Staatlichen Jüdischen Museums Prag (1950/1959)*

NS-Vergangenheit und das sich wandelnde Verhältnis zu ihr ließen in Worms eine Art (bewohntes) Freilichtmuseum entstehen; das Jüdische Museum im Raschi-Haus belehrt über den historischen Kontext der wiederhergestellten Gebäude des ehemaligen Judenviertels. Ganz anders war die Ausgangssituation in Prag. Während der NS-Besatzung wurde das Jüdische Museum Prag zum zentralen Sammelplatz für Kunst- und Kultgegenstände, Bibliotheken und Archive der jüdischen Gemeinden Böhmens und Mährens – in der Hoffnung diese so vor der Verschleppung bewahren zu können.¹⁷⁾ Die Gemeindegemeinschaften sind – nun als Vermächtnis der in der Shoah ausgelöschten Gemeinden – immer noch in Prag. Ausgestellt in den bis auf Altneuschul und Pinkassynagoge museal genutzten jüngeren Synagogen. Die Altneuschul blieb, wenn auch in geringem Umfang, was sie immer war: Synagoge. Sie ist eine der wenigen, wenn nicht die einzige mittelalterliche Synagoge, die noch ihr eigenes Inventar besitzt. Ein letztes Relikt jüdisch-religiösen Lebens, eine Momentaufnahme, die jahrhundertlanges Leben und Treiben in und um die Synagoge lebendig werden läßt.

An das Ende dieses Lebens zu erinnern, Gedenkort zu sein, ist Aufgabe der Ende des 15. Jahrhunderts als privates Bethaus errichteten Pinkassynagoge. Auch sie wird also nicht im geläufigen Sinne museal genutzt. Wie die anderen Prager Synagogen diente sie zur Aufbewahrung des nach Prag geschickten böhmischen und mährischen Gemeindegutes. 1950–54 erfuhr sie eine grundlegende Restaurierung, die die Veränderungen des 19. Jahrhunderts rückgängig machte (v.a. das wegen wiederholter Überflutung um 1,5 m höher gelegte Fußbodenniveau wurde abgetragen, Eingang, Aronnische und Bima wiederhergestellt). Gleichzeitig nutzte

man die Gelegenheit für Bauuntersuchungen und Grabungen. Von 1955 an (bis 1959) wurde sie zum „Denkmal für die 77 297“ böhmischen und mährischen Opfer der Shoah hergerichtet. Das Ende des Prager Frühlings bedeutete die Schließung der Gedenksynagoge. Seit 1992 ist sie wieder zugänglich. An den Wänden der leeren Synagoge stehen – in einem breiten Fries zusammengefaßt – in alphabetischer Reihenfolge die Namen, Geburts- und Deportationsdaten der Prager Opfer der Shoah. Die Ostwand erinnert an die Namen der Konzentrationslager, in denen die Deportierten endeten. Ihre Namen sind in zwei Kolonnen zu beiden Seiten des Aron aufgeführt. Die Synagogenwände reichten nicht aus, um alle aus den Transportkarteien ermittelten Namen festzuhalten. Das Namenband setzt sich an den Wänden der Nebenzimmer fort – hier wird der Opfer aus den anderen Gemeinden gedacht. Einzig die mit einem schmiedeeisernen Aufbau versehene Bima kleidet den leeren Raum.

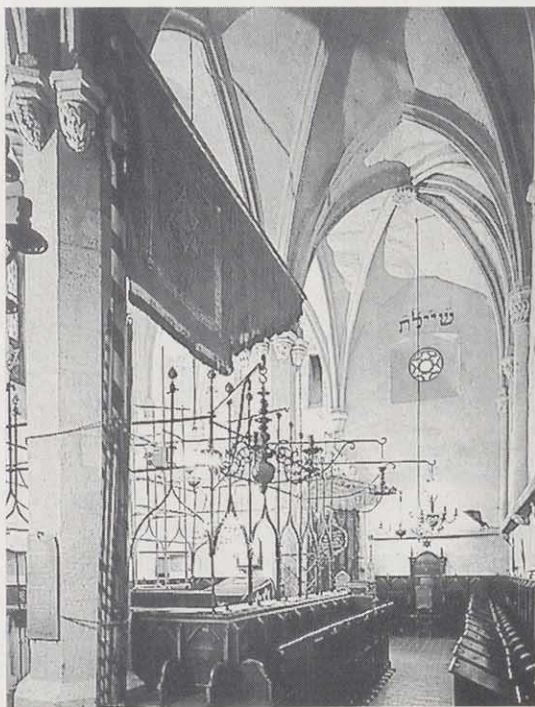


Abb. 6 Prag, Altneuschul
(H.A. Meek, Die Synagoge, München 1996, S. 89)

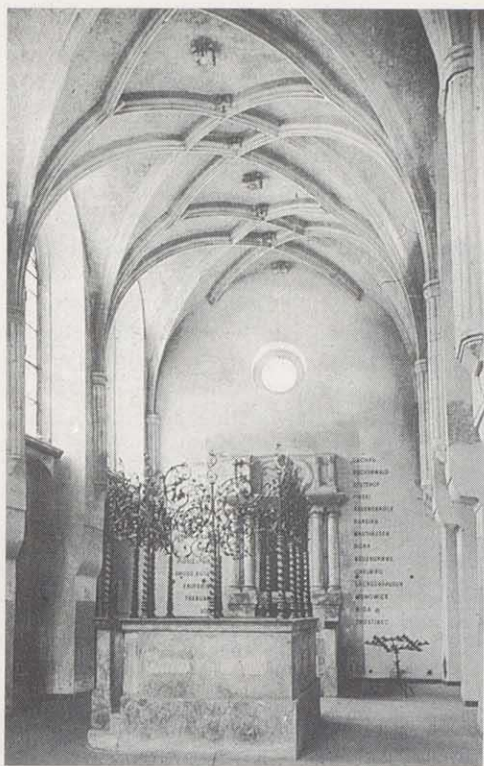


Abb. 7 Prag, Pinkassynagoge: „Denkmal für die 77297“ böhmischen und mährischen Opfer der Shoah

(M. Vilímková, Die Prager Judenstadt, Hanau 1990, S. 124, Abb. 98)

6. Die Synagoge als Ausstellungsraum: Die wiederentdeckten Synagogen in Sopron (1957/1967; 1994/1996)

Nicht ihr Reichtum, die Simplizität nimmt den Betrachter der mittelalterlichen Synagogen in Sopron gefangen, die vor nicht allzu langer Zeit aus späteren Umbauten im wahrsten Sinne des Wortes „herausgeschält“ wurden.¹⁸⁾

1526 wurden die Soproner Juden vertrieben. Von den ursprünglich zwei Synagogen, die einander schräg gegenüberlagen, diente zu diesem Zeitpunkt nur noch eine, die etwas ältere und größere als Betraum. In den Vertreibungspogromen wurde sie verwüstet und

geplündert. Soproner Bürger kauften in den folgenden Jahren die etwa 16 Wohnhäuser an der Judengasse, 1553 schließlich fand auch das Synagogengrundstück mit dem Haus des Synagogendieners und dem Spital an der Gasse, Mikwe und Synagoge auf dem Hof, einen neuen Eigentümer. Er teilte das Grundstück auf und baute die daraufstehenden Häuser zu Wohnhäusern um. Die Spuren der ursprünglichen Synagoge verloren sich: Im Synagogenraum wurde eine Zwischendecke eingezogen, wurden Fenster und Türen in die Wände gebrochen. Der Frauenbetsaal diente zeitweilig als Hof. Nur die mündliche Überlieferung schien die Erinnerung an die Synagoge zu bewahren. 1967 fanden sich bei der Renovierung des Hinterhauses auf dem einstigen Synagogengrundstück erste Spuren. Es gelang schließlich, die Synagoge wieder erstehen zu lassen.

Vieles war jedoch unwiederbringlich zerstört und mußte ersetzt werden. Wie in Toledo unterschied der Soproner Architekt deutlich zwischen Altem und Rekonstruiertem. Das neu aufgesetzte Gewölbe ist nicht identisch mit dem mittelalterlichen, das aus drei Feldern bestand (einem einfachen, auf Kragsteinen ruhenden Kreuzrippengewölbe im Mittelfeld, links und rechts je ein sechsteiliges Gewölbe). Wo originales Mauerwerk freigelegt werden konnte, verwandte der Architekt Mauerwerk und Kunststein, wo originale Formen fehlten, ersetzte er sie aus Holz, vermied aber Anspielungen auf historische Formen. Nur die mit etwas kräftig geratenen Kanthölzern gebaute Bima fällt ein wenig aus dem Rahmen, was ins Auge springt, weil sie das erste ist, was der Besucher erblickt, wenn er aus der langen schmalen seitlichen Vorhalle durch das originale Portal in den Betraum tritt. Der Tympanon über diesem Portal und der Eckstein mit einer hebräischen Inschrift waren übrigens die ersten Fingerzeige. Auffallend unter der Fenstergruppe der Ostwand ist die Aron-Nische mit ihrer reich gegliederten, noch in Resten farbigen Einfassung. Die Nische war, erhaltene Reste eiserner Träger weisen darauf hin, von drei Hängeleuchten beleuchtet. Drei von Steinbalustraden flankierte Stufen führen zu ihr hinauf. Probleme wirft die große Nische



Abb. 8 Sopron, Synagoge Új utca 22: Männer-
raum
(F. David, Old Synagogue, Budapest 1994, S. 11)

rechts neben ihr auf. Saß in ihr, so eine erste, nicht ganz befriedigende Vermutung der Untersuchung, der Vorsänger? Ebenso irritierend ist auch eine zweite, unterhalb der Aron-Nische gefundene, an dieser Stelle ungewöhnliche, kleine Nische. Für die von ihren Entdeckern mit ungutem Gefühl zur Diskussion gestellte Erklärung ihrer Funktion als Ort für Ritualien gibt es bislang keine Vorbilder. Quer hinter der Synagoge schließt der Frauenraum, der zu den ältesten in Europa zählt, an. Drei schmale Fenster verbinden diesen viel niedrigeren Raum mit der Synagoge. Hölzerne Halbsäulen gliedern Ost- und Westwand, zwischen ihnen spannt sich an der Westwand die lange Sitzbank.

Anders als die bisher beschriebenen Nutzungsmodelle koppelt das Soproner Beispiel die ehemalige Funktion als Synagoge und die neue als Ausstellungsraum. Was an Objekten und Bildern zu sehen ist, bezieht sich unmittelbar auf den Raum, erläutert dessen ursprüngliche Funktion. Die Faksimiles von Stichen des 18. Jahrhunderts zeigen religiöse Feste und die Synagoge während des Gottes-

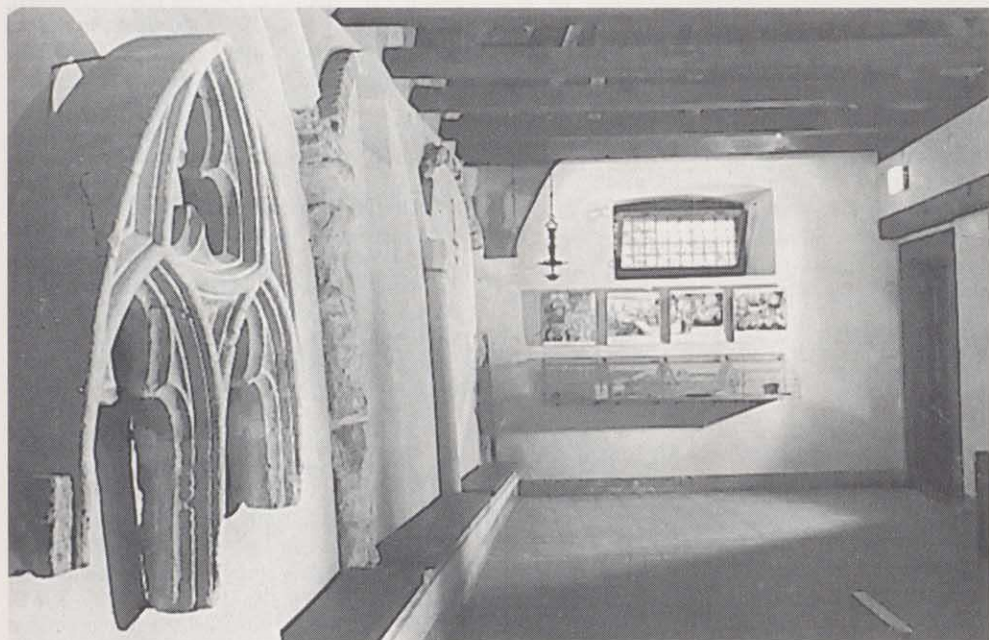


Abb. 9 Sopron, Synagoge Új utca 22: Frauenraum

(M. Keil, St. Pölten)

dienstes; die traditionelle Gebetskleidung wird in einer Wandvitrine präsentiert. Etwas anders konzipiert ist ein Teil der Ausstellung im Frauenraum. Hier wird anhand von Fotos und Zeichnungen die Geschichte der Rekonstruktion berichtet; sie wird ergänzt durch nicht mehr in den Bau eingebrachte Architekturspolien. Die übrigen Objekte stehen in Verbindung mit den früheren Nutzerinnen des Raumes. Sie zeigen die häusliche Rolle der Frau: es handelt sich um Faksimiles der häuslichen Feste des jüdischen Jahres und – darunter – Originale dort abgebildeter Ritualgegenstände. Sie stammen – wie fast überall – zumeist nicht direkt aus Sopron, sondern aus den umliegenden Dörfern oder dem heutigen Burgenland. Dasselbe Prinzip gilt auch für die Aufbereitung des im rückwärtigen Teil des einstigen Spitals, von dem nur Umrisse erhalten blieben, gefundenen Brunnens der Mikwe. Er erhielt einen einfachen hölzernen Schutzbau; gerade groß genug, um ein paar Vitrinen Raum zu bieten, die aufnehmen, was sich bei der Aushebung der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Verfüllung der Mikwe fand: die alte Leiter, um in den Brunnen hinabzusteigen, einige Bretter der Holzplanke auf dem Beckenboden, Geschirreste.

Auch die – für eine so kleine Gemeinde wie die Soproner ungewöhnliche – zweite Synagoge kam wieder zum Vorschein. Genaugenommen fand man sie zuerst, 1957, ebenfalls bei der Renovierung des Hauses. Sie ist etwas jünger und kleiner und war möglicherweise ein privater Betraum oder gehörte zu einem Lehrhaus. Ungeachtet dieser offenen Fragen ließen mehrere Forschungskampagnen und die Restaurierung 1994/96 den Raum weitgehend wiedererstehen. Für eine (museale) Nutzung ist es noch zu früh.

7. Was lehren uns diese Beispiele?

Sie lehren uns in erster Linie Vorsicht und Rücksicht im Umgang mit der historischen Bausubstanz, die eine lange Geschichte hat. Eine Rücksicht, die sich in Deutschland erst in jüngster Zeit – vor allem im ambitionierten Projekt des Historischen Museums der Pfalz – für die Überreste der Speyerer Synagoge

abzuzeichnen beginnt, nach dem bedenkenlosen, politisch motivierten Wormser Synagogenaufbau (in dessen Schatten zahllose, keineswegs ruinöse Synagogen abgerissen wurden) und nach vielen zu gesichts- und geschichtslosen „Schmuckstücken“ aufpolierten Synagogen (Jeggle), die das Gedenkjahr 1988 bescherte. Und sie zeigen, daß die so naheliegende Lösung „Jüdisches Museum“ in einer Synagoge gewiß nicht die einfachste ist. Im Gegenteil: Die Problematik, Judaica im Museum zu zeigen wird zwingender, weil eine Synagoge nicht irgendein Gehäuse für ein Jüdisches Museum ist. Sie ist unweigerlich selbst auch museales Objekt, dessen Geschichte und Bedeutung, dessen Bedeutungswandel nicht übergangen werden können, ohne die innere Stimmigkeit des Gebäudes zu zerstören.

Anmerkungen

¹⁾ Siehe dazu: U. Jeggle, Was bleibt? Die Erbschaft der Dorfjuden und der „Judendörfer“, in: Allmende 13.1993/H. 36/37, S. 30–41.

²⁾ Bekannt sind: Rouffach (weitgehend erhalten, verändert, zunächst Magazin, Scheune, heute Wohnhaus), Reste in Draguignan und Rouen; Toledo (heutige Kirche Santa Maria la Blanca sowie die ehemalige Halevy-Synagoge/El Tránsito), Cordoba und Segovia (heute beide Kirchen), Tomar, je zwei Synagogen in Sopron und Budapest, Altneu- und Pinkassynagoge in Prag, die Synagoge in Krakau-Kazimierz, Korneuburg (sog. Roßmühle, am besten erhaltene mittelalterliche Synagoge in Österreich, die in etwa der Größe der Soproner Synagogen entspricht), Reste in Linz, Bruck a.d. Leitha und Hainburg sowie unter dem Judenplatz in Wien, Miltenberg (Teil einer Brauerei), Bamberg (Kirche), Erfurt (Gasthaus), Worms, Reste in Speyer, Regensburg (Neupfarrplatz) und Marburg.

³⁾ Zur Konjunktur Jüdischer Museen vgl.: S. Offe, Verbaute Erinnerung, Orte jüdischer Geschichte nach 1945, in: Gottfried Fliedl (Hg.), Museum im Kopf, Wien 1997, S. 11–31, hier S. 12ff; Dies., Sites of Remembrance? Jewish Museums in Contemporary Germany, in: Jewish Social Studies 3/2.1997, S. 77–89; B. Purin, Dinge ohne Erinnerung. Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Muse-

um, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVII/96.1993, S. 40–46.

Zum Tourismus s.: J. Kugelmass. The Rites of the Tribe. American Jewish Tourism in Poland, in: I. Karp/Ch. Mullen Kremer/S.D. Lavine (Hgg.), Museums and Communities. The Politics of Public Culture, Washington/London 1991, S. 382–427.

⁴⁾ R. Krautheimer, Mittelalterliche Synagogen, Berlin 1927, S. 226f.; der Grabungsbericht erschien in: Wolff/Jung, Der Kaiserdome zu Frankfurt am Main, Frankfurt a.M. 1892.

⁵⁾ O. Doppelfeld, Die Ausgrabungen im Kölner Judenviertel, in: Z. Asaria (Hg.), Die Juden in Köln von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln 1959, S. 71–145; C.H. Krinsky, Europas Synagogen. Architektur, Geschichte und Bedeutung, Stuttgart 1988, S. 265f.: Grabungen der 1950er Jahre unter Bezug auf Doppelfeld; ebenso H. Künzl, Der Synagogenbau im Mittelalter, in: Ausst.Kat. Die Architektur der Synagoge, hg. v. H. Schwarz, Frankfurt a.M. 1988, S. 61–87; H. Künzl, Jüdische Kunst im mittelalterlichen Köln – Synagogenbau und Buchmalerei, in: Köln und das rheinische Judentum. FS Germania Judaica 1959–1984, Köln 1984, S. 52–62; Ausst.Kat. Juden in Köln, Redaktion J. Bohnke-Kollwitz, Köln 1984, S. 25f., 30.

⁶⁾ Ch. Daxelmüller, Jewish Popular Culture in the Research Perspective of European Ethnology, in: Ethnologia Europaea 16.1986, S. 97–116; Ders.: Jüdische Museen – Jüdisches in Museen. Anmerkungen zur Geschichte der jüdischen Museologie, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1989, S. 15–26, bes. S. 15, 20.

⁷⁾ Vgl. Ch. Daxelmüller, Jewish Popular Culture (wie Anm. 6); B. Deneke, Zur Geschichte der Sammlung jüdischer Altertümer im Germanischen Nationalmuseum, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1981, S. 137–148.

⁸⁾ C.H. Krinsky, Europas Synagogen (wie Anm. 5), S. 330 (zur Wiederentdeckung), 335 (Baubeschreibung und museale Nutzung); J.D. Dodds, Mudejar Tradition and the Synagogues of Medieval Spain: Cultural Identity and Cultural Hegemony, in: Ausst.Kat. Convivencia. Jews, Muslims and Christians in Medieval Spain, hg. v. V.B. Mann/Th. F. Glicks/J. D. Dodds, New York 1992, S. 113–131, hier S. 129f.; D.A. Halperin. The Ancient Synago-

gues of the Iberian Peninsula, Gainesville 1969, S. 33ff.

⁹⁾ C.H. Krinsky, Europas Synagogen (wie Anm. 5), S. 330–333; H. Künzl, Synagogenbau (wie Anm. 5), S. 72–75; S. Palomero Plaza/A.M. López Alvarez/Y. Alvarez Delgado, Excavations around the Samuel Halevy Synagogue (Del Transito) in Toledo, in: Jewish Art 18.1992, S. 49–57; E. W. Goldman, Samuel Halevi Abulafia's Synagogue (El Transito) in Toledo, in: Ebd., S. 59–69; F. Cantera Burgos, Sinagogas Españolas, Madrid 1955, S. 65–149; R. Wischnitzer, The Architecture of the European Synagogue, Philadelphia 1964, S. 42; A.M. López Alvarez/S. Palomero Plaza, A Walk around the Sephardi Museum of Toledo, Madrid 1996; Dodds, Mudejar Tradition (wie Anm. 8), S. 124–129; A.M. López Alvarez/S. Palomero, Las sinagogas españolas en sus restos arqueológicos, in: Ausst.Kat. La Vida Judía en Sefarad, Toledo 1991, S. 199–216, hier S. 214f. (El Museo Sefardi de Toledo).

¹⁰⁾ C.H. Krinsky, Europas Synagogen (wie Anm. 5), S. 312–318; H. Künzl, Synagogenbau (wie Anm. 5), S. 62 f., 77–79; F. Reuter, Jüdisches Worms. Raschi-Haus und Judengasse, Worms 1992; Stadtsanierung Worms. Die Judengasse. 5. Bürgerinformation der Stadtverwaltung Worms zur Altstadtsanierung, Dezember 1978; E. Roth (Hg.), Die Alte Synagoge zu Worms, Frankfurt 1961 (Festschrift zur Wiedereinweihung der wiedererrichteten Synagoge; sie enthält neben O. Böchers grundlegender Studie über den historischen Bau: Die Alte Synagoge, und: I. Kiefer, Das (Vorkriegs) Museum der israelitischen Gemeinde Worms, die Berichte zum Wiederaufbau: G. Illert, Die jüdischen Altertümer in Worms in den Jahren 1938–1961, und: G. Heyl, Die baulichen Probleme beim Wiederaufbau der Synagoge zu Worms, sowie die Ansprachen zur Grundsteinlegung); I. Kiefer, Zum Wiederaufbau der zerstörten Synagoge in Worms, Stadtarchiv Worms, Abt. 203, Nr. 7). Zum Umgang mit den Synagogen/Synagogenruinen nach dem Novemberpogrom s.: S. Rohde, Die Zerstörung der Synagogen unter dem Nationalsozialismus, in: A. Herzig/I. Lorenz/S. Rohde (Hgg.), Verdrängung und Vernichtung der Juden unter dem Nationalsozialismus, Hamburg 1992, S. 153–172, bes. 167ff.; Dies., Zwischen Verfolgung und Shoah. Die Zerstörung der Synagogen in Westfalen, in: A. Herzig/K. Teppe/A. Determann (Hgg.), Verdrängung und Vernichtung der Juden in Westfalen, Münster 1994, S. 76–90, bes. 86–90.

- ¹¹⁾ F. Stern, Philosemitismus – The Whitewashing of the yellow Badge in West Germany 1945 – 1952, in: Holocaust and Genocide Studies 4.1989, S. 463–477; M. Brenner, Wider den Mythos der „Stunde Null“ – Kontinuitäten im innerjüdischen Bewußtsein und deutsch-jüdischen Verhältnis nach 1945, in: Menora 3.1992, S. 155–181.
- ¹²⁾ Rede anlässlich der Grundsteinlegung, in: E. Roth (Hg.), Die Alte Synagoge (wie Anm. 10), S. 247, 249.
- ¹³⁾ G. Illert, Die jüdischen Altertümer (wie Anm. 10), S. 237, 241.
- ¹⁴⁾ E. Roth, Rede anlässlich der Grundsteinlegung, in: Ders. (Hg.), Die Alte Synagoge (wie Anm. 10), S. 252.
- ¹⁵⁾ Stadtsanierung (wie Anm. 10), S. 3, 2.
- ¹⁶⁾ F. Reuter, Jüdisches Worms (wie Anm. 10), S. 27 Anm. 27.
- ¹⁷⁾ C.H. Krinsky, Europas Synagogen (wie Anm. 5), 158–164f.; H. Künzl, Synagogenbau (wie Anm. 5), S. 81–83; A. Parik, Die Prager Synagogen in Bildern, Stichen und alten Photographien, Prag 1986; Ders., Das Jüdische Museum in Prag. Seine Entwicklung und Geschichte seit 1945, in: Wiener Jahrbuch für Jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen 2. 1995/96, S. 9–41, bes. 14ff. (Pinkassynagoge); E. Brocke/M. Zimmermann (Hg.), Das jüdische Museum Prag. Von schönen Gegenständen und ihren Besitzern. Kat. Alte Synagoge Essen 1991; C. Rybár, Das jüdische Prag. Glossen zur Geschichte und Kultur. Führer durch die Denkwürdigkeiten, o.O. 1991, S. 267–273 (Altneuschul), 286–292 (Pinkassynagoge).
- ¹⁸⁾ K.C. Szende, Jüdisches Ödenburg/Sopron. Geschichte und Denkmäler der Jüdischen Gemeinde in Sopron/Ödenburg, in: Jüdisches Eisenstadt. Jüdisches Sopron. Ein Exkursionsführer, hg. v. F. Opll, Linz 1997, 45–78; F. David, Sopron. Old Synagogue/Alt-Synagoge, Budapest 1994; C.H. Krinsky, Europas Synagogen (wie Anm. 5), S. 131–133; P. Genée, Synagogen in Österreich, Wien 1992, 38f.

Hermann Neubert

Abschlußdiskussion

Diskussionsleiter Purin/Fürth eröffnete die Abschlußdiskussion mit der Bitte an die Referenten, ihre Einschätzung der Situation und der Möglichkeiten für die Zukunft des Gebäudes zu geben.

Herr Klein, Marburg, sprach sich dafür aus, weitere Befunde zu sammeln und weitere Forschungen in Miltenberg zu betreiben. Er gab seiner Hoffnung Ausdruck, in Miltenberg weitere interessante Überraschungen zu finden, falls man erst an die noch verdeckten Bereiche des Bauwerks herankomme. Zur weiteren Verwendung des Bauwerks führte er

drei Beispiele an, die in den Referaten z.T. schon vorgestellt wurden:

- eine allgemeine Museumsnutzung, wie aus mehreren Beispielen in Spanien bekannt, mit einer Verbindung von moderner und historischer Architektur, die gut oder weniger gut gelingen könne;
- eine totale Rekonstruktion, wie in Worms;
- oder eine Nutzung nach dem Beispiel der Synagoge in Sopron, die er favorisieren würde. Der fragmentarische Charakter in Sopron entspräche dem in Miltenberg.